

TV/Radio-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **30 (1978)**

Heft 16

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

träge der Filmkommission sanktionieren müssen. Die Verwendung der seinem Departement vom Parlament anvertrauten Steuergelder hat er als Verantwortlicher zu überwachen. Das Argument, Kulturpolitik sei eben eine «andere Sache» als Wirtschafts- oder Energiepolitik, kann nur ins Feld führen, wer Kultur nicht als erstrangigen Faktor im Wechselspiel der gesellschaftlichen Kräfte, sondern allenfalls als anregendes Nebenprodukt unseres Daseins versteht. Das aber grenzt schon an Schöngeisterei. Dass sie in anderen Sparten, etwa in der Förderung des Buches bereits Einzug gehalten hat, macht die Sache nicht besser.

Bundesrat Hürlimann hat im Fall des Filmes «Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.» von Richard Dindo und Niklaus Meienberg wider den Mehrheitsantrag der Filmkommission die Ausrichtung einer Qualitätsprämie verweigert. Politische Überlegungen und persönliche Überzeugung haben dabei den Ausschlag gegeben. Man wird diesen Entscheid wohl kritisieren können, akzeptieren aber wird man ihn, weil er rechtens zustande gekommen ist, allemal müssen. Der Gesamtbundesrat als Rekursinstanz hat ihn denn auch richtigerweise bestätigt. Dass die heftige Reaktion auf dieses Verdikt – und wohl auch die Angst, weiterhin unbequeme Entscheide sowohl vor dem Volk, den beratenden Kommissionen, der Partei wie auch vor dem eigenen Gewissen verantworten zu müssen – zu einer Delegation der Verantwortung und damit auch zur Verwässerung eines bis heute durch das Filmgesetz klar geregelten Instanzenweges führen soll, lehne ich indessen entschieden ab. Es wäre ein weiterer Schritt von der Demokratie zur Expertokratie und überdies ein Beweis für die schon öfters diskutierte Führungsschwäche und Beschlussunfähigkeit unserer Landesregierung.

Urs Jaeggi

TV/RADIO-KRITISCH

Zauberland Indien: Zwischen Glauben und Aberglauben

Eine Sendung des ZDF am Sonntag, 23. Juli, 19.30 Uhr

Zu guter Sendezeit hat das ZDF an diesem Sonntag einen 45-Minuten-Film des indischen Journalisten Georges T. Paruvanani ausgestrahlt, der laut Programmvorschau ergründen wollte, «warum die Grenzen zwischen Glaube und Aberglaube in Indien so fließend sind». Georges T. Paruvanani hat eigens zu diesem Zweck Indien bereist – er selbst lebt seit 15 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland! – und «die verschiedenen Erscheinungsformen von Glaube und Aberglauben im Film festgehalten». Er sprach mit Astrologen und Handlesern, mit Gurus und Yogis und trifft als Resultat – noch ziemlich am Anfang des Films – die Feststellung: «Nach 30 Jahren Unabhängigkeit und im Zeitalter des industriellen und technischen Fortschritts sind in Indien Dämonen, Magie und Zauber so gegenwärtig wie eh und je. Zauberkünstler und Schlangenbeschwörer, Yogis, Saddhus und Gaukler sind heute genauso ein Teil des indischen Lebens wie vor 3000 Jahren.»

Was man in der Folge zu sehen bekam, war ein buntes Sammelsurium von Aufnahmen aus religiösen Volksfesten (Dussehra-Fest in Bombay), Attraktionen eines Strassenzirkus in New Delhi, Schlangenbeschwörer vor dem Juhu-Hotel in Bombay und dem Birla-Tempel in New Delhi, einige magere, oberflächlich angelesene und mehr als streitbare Aussagen über Hinduismus, eine Puja-Zeremonie in Madurai, ein Kunterbunt von Sequenzen und Standbildern über Saddhus und Yogis, im Sensationsstil zusammengeschnitten und oberflächlich kommentiert, schliesslich längere Sequenzen aus Poona (eine Yogaschule und eine Beschwörungszeremonie des Raj Nish), Interviews mit Handlesern und Astrologen und zu guter Letzt volle 15 langatmige Minuten nur Hofzeremoniell des Super-Guru und offensichtlichen Scharlatans Sai Satya Baba in Bangalore.

Dass Typen wie Sai Satya Baba und Raj Nish als dunkle, geschäftstüchtige Gestalten entmystifiziert und entlarvt werden müssen, darüber besteht kein Zweifel. Georges T. Paruvanani ist das allerdings im Film auch nicht voll gelungen. Schlimmer jedoch ist, dass Paruvanani auch im vorausgehenden Teil des Films kein Sensorium entwickelte für Ernstes und Unernstes, für Mystik und Scharlatanerie, für Religion und Firlanz, sondern letztlich alles zusammen als entwicklungshemmender, extravaganter, unglaublicher Spuk und Zauber in den gleichen Topf warf. Man kann nun einfach nicht das eingangs gezeigte Mysterienspiel (in Bombay «Dussehra», an andern Orten «Ram Lila» oder «Durga Puja» genannt) so darstellen, als ginge es bloss um eine indische Version der Verbrennung des Böögs am Zürcher Sechseläuten. Ebenso wenig geht es, einige Schlangenbeschwörer für Touristen, einige Handleser und Astrologen am Victoria-Bahnhof in Bombay und Strassenartisten in New Delhi zu filmen, und das alles als ebenso gewichtig und gleichwertig herauszustellen wie das Leben eines meditierenden, unzivilisiert aussehenden Saddhus, der geistig mit dieser Welt kaum mehr kommuniziert. Aber diese scheinbar verwilderten, wirklich dreckigen, oftmals nackten und geistig abwesenden Zerrgestalten sind natürlich immer Leckerbissen für Kameramänner. Nichts dagegen, wenn sie ihnen auch wirklich «begegnen» und sie nicht nur filmisch missbrauchen würden. Auch Journalisten müssten da noch zeigen können, was solche unbezweifelbar ernstzunehmende «Heilige» von Scharlatanen und Trickkünstlern unterscheidet. Aber diese ganze differenzierende Sicht «Zwischen Glaube und Aberglaube» hat dem Film gefehlt, ist Georges T. Paruvanani's agnostischer Fortschrittsideologie zum Opfer gefallen. Was er hier als Film über Indien zusammengedreht und, mit einem oberflächlichen Kommentar versehen, präsentiert hat, kann jeder Tourist auch, der mit einer Kamera zwei Wochen lang in Indien herumreist; er braucht nicht einmal viel von Hinduismus zu verstehen und muss schon gar nicht Inder sein.

G. T. Paruvanani hat mit seinem Film zu einem sehr delikaten und faszinierenden Problem in Indien dem eigenen Heimatland einen schlechten Dienst erwiesen. Aufklärung in Ehren, wo Aufklärung wirklich notwendig ist, aber doch nicht in so unglaublich radikal-pubertärer Manier, dass jedermann gleich merkt, hier wird das Kind noch vor dem Bad ausgeschüttet. Was ein Inder hier über Indien «verbrach» könnte in jedem Land gemacht werden – auch in der Schweiz, falls es einem Schweizer in den Sinn käme, mit einer guten Mischung von Szenen aus kirchlicher Liturgie, Zirkus Knie, Teufelaustreibungen in Trimbach, Basler-Fastnacht, Uri Geller-Show und Einsiedlerleben im Onsernonetal einen Zauberfilm über die Schweiz «Zwischen Glauben und Aberglauben» zu drehen.

Vergleiche mögen hinken, für ein Mal tun sie's nicht!

Werner Zurfluh

Die Blumen des Bösen

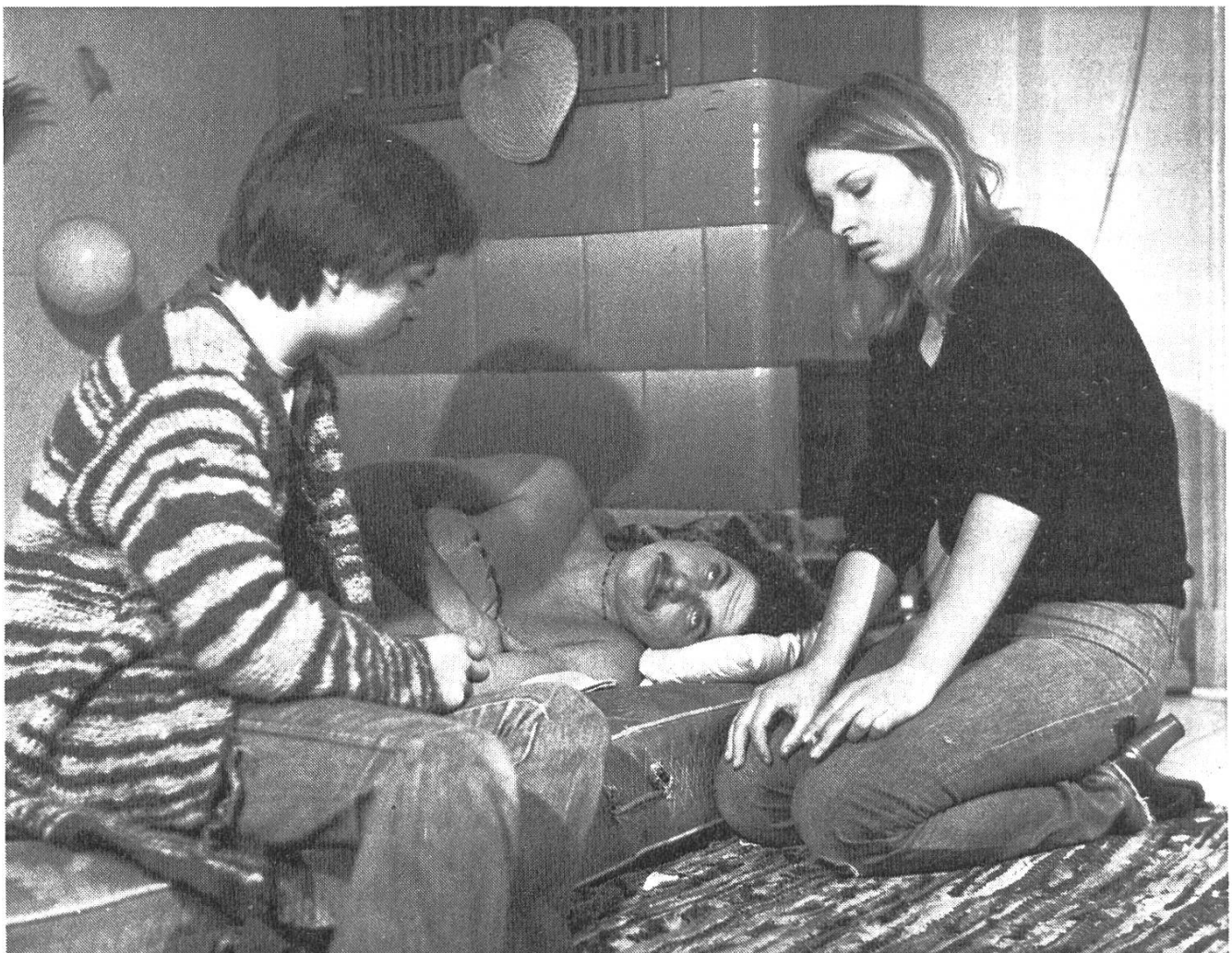
Zum Fernsehspiel «Fixer» des Senders Freies Berlin im Programm der ARD am 2. August

Um es vorwegzunehmen: ich hätte mir eine sorgfältigere Behandlung und vor allem Inszenierung für ein Fernsehspiel gewünscht, das meines Wissens zum ersten Mal das Thema der Rauschgiftsucht auf eine realistische Weise aufgreift. Zu sehr kommt Regisseur und Autor Klaus-Peter Krippendorff dem Klischee vom Rauschgiftsüchtigen im Berliner Hinterhof, halbnackt durch die Wohnung laufend und psychodelische Musik hörend, entgegen. Zu sehr doziert der 27jährige rauschgiftsüchtige Rainer, wohl gemerkt als Betroffener, über die Ausweglosigkeit seiner Situation, welche er ohne die sonst einem Fixer eigene Apathie reflektiert, auch wenn dabei zur Erklärung Gleichnisse aus der islamischen Mythologie herhalten müssen. Hier ist der erste und für eine sinnvolle Sozialarbeit bedeutsamste Schritt nämlich getan. Die Einsicht in die eigene Situation und der Wunsch, diese Situation zu verändern, ist nicht nur

bei Rauschgiftsüchtigen, sondern auch bei Alkoholikern der Ansatzpunkt zur schrittweisen Herausführung aus der Abhängigkeit. Dass er trotzdem versucht, alleine von der Nadel loszukommen, macht die Figur des Rainer ein wenig unstimmig. Dass er seine Freundin Britta auf den Strich schicken muss, ist allerdings auch nicht zwingend ersichtlich, liegt aber wohl in der undeutlichen Absicht des Autors, so etwas wie den sozialen Abstieg durch Rauschgift zu signalisieren.

Der 16jährige Schulabgänger Jürgen lernt Rainer in einer Kneipe kennen und erlebt dessen ersten Zusammenbruch. Unter akuter Atemlähmung bringt er ihn ins Krankenhaus. Später zieht Jürgen zu Rainer und seiner Freundin Britta in die Wohnung. Er will sich der lästigen elterlichen Fürsorge entziehen und die kleine Drogerie, aus der seine Eltern nicht mehr als das Existenzminimum erwirtschaften, mag er auch nicht übernehmen. Genauso fasziniert wie orientierungslos von dieser «neuen Welt» ist er bald «drin» in der Szene und beginnt durch den Verkauf von kleinen Mengen Haschisch sich etwas Geld zu verdienen. Hautnah erlebt er bei Rainer die entsetzlichen Entzugserscheinungen. Um ihm die nötigen Medikamente kaufen zu können, ist Jürgen sogar bereit, für einen Dealer Stoff von Amsterdam nach Berlin zu schmuggeln. Rainer, der den Jungen aus diesem Teufelskreis heraushalten möchte, wirft ihn aus der Wohnung. Dem mit satanischer Genugtuung angebotenen Schuss des Dealers kann er nicht widerstehen. Jürgen findet ihn später leblos in seiner Wohnung und bringt ihn wieder ins Krankenhaus. Ende offen.

Allein in Berlin, wo der Film spielt, soll es rund fünftausend Süchtige geben. Vierundachtzig, meist Heroinsüchtige, starben davon im vergangenen Jahr. Im Jahr 1976 wurden in der Bundesrepublik 337 Drogentote registriert. Im selben Jahr konnten von Polizei und Zoll insgesamt hundertsiebenundsechzig Kilogramm Heroin beschlagnahmt werden. Die Zahl der Süchtigen in der BRD bewegt sich nach vorsich-



tigen Schätzungen zwischen vierzig- und sechzigtausend. Nicht nur aufgrund dieser entsetzlichen Statistik sondern auch, weil «Fixer» unter den Bedingungen des Jugendfernsehens entstanden ist, habe ich mir einen offeneren, mutigeren Film gewünscht als diesen, mit stellenweise platten Dialogen hölzern inszenierten Beitrag, der das Ergebnis einer Zusammenarbeit zwischen den Programmbereichen «Fernsehspiel» und «Jugend» im SFB darstellt. Nach der Ausstrahlung als Fernsehspiel im Abendprogramm wird er in zwei Teilen und zwar am 24. November und 1. Dezember dieses Jahres jeweils um 17.00 Uhr im Jugendprogramm der ARD wiederholt. Es gibt wohl kaum ein Problem wie die Rauschgiftgefährdung Jugendlicher, das vorrangig aufzuarbeiten wäre. Deshalb sollten sich bei der Ausstrahlung im Jugendprogramm Pädagogen und Eltern mit vor dem Fernseher einfinden. Diskussionsstoff liefert der Film, der löblicherweise kein moralisches Werturteil fällt und sich geradezu wohltuend von den Räuberpistolen über Rauschgiftsüchtige in den Boulevard-Zeitungen abhebt, immerhin.

Manfred Grüttgen

Menschen – Technik – Wissenschaft: «Sucht»

Fernsehen DRS vom 2. August

Zum Begriff «Sucht»: Das im deutschsprachigen Raum geläufige Wort «Sucht» hat seinen Ursprung im alt- und mitteldeutschen Wortstamm «suht», der soviel wie kranksein bedeutet. Daraus entstand später «siechen», «Siechtum», «Seuche» und «Sucht». So wird zum Beispiel noch heute in den skandinavischen Sprachen «krank» mit «sjok» bezeichnet. Das Wort «Sucht» bedeutet heute gemeinhin ein krankhaftes Verlangen nach Lustgewinn, das alle anderen Lebensbereiche zurückdrängen kann. Versucht man jedoch die Sucht fachgerecht zu umschreiben, stösst man auf Schwierigkeiten. Je nach Fach und Anschauungen des Betrachters gibt es nämlich sehr unterschiedliche Begriffsauslegungen. (Aus: «Der süchtige Mensch» von Dr. med. Scipio V. Voina, Spezialarzt FMH für Psychiatrie und Psychotherapie)

Fragestellungen

So heisst es etwa in einem diesbezüglichen Beitrag der Schweizerischen Ärztezeitung (Nr. 34/76) wörtlich: «*Das Drogenproblem bedroht die Gesellschaft und das gefährdete oder betroffene Individuum. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn es sich bei den Drogen um Opiumderivate, insbesondere um Heroin, handelt... Nachdrücklich soll betont werden, dass die Gedanken, die in diesem Artikel entwickelt werden, vor allem als Versuch eines Beitrages zur praktischen Bewältigung des Drogenproblems innerhalb der heutigen Situation gedacht sind. Die bestehende gesellschaftliche Ordnung und die geltenden gesetzlichen Vorschriften werden dabei als gegeben angenommen und in diesem Artikel nicht zur Diskussion gestellt.*»

Wie diese – im besten Fall von erschreckender Naivität zeugende – Verbindung einer «praktischen Bewältigung des Drogenproblems» unter Ausschluss nicht rein individuumsbezogener Komponenten und Umstände mediengerecht vollzogen werden kann, hat das Schweizer Fernsehen am 2. August mit einer Stunde Herumrühren in einem nachgerade unerschöpflichen Brei aus Fragestellungen und Problemen (die unter sich nicht den geringsten Zusammenhang aufwiesen) plausibel dargelegt.

«Was ist Sucht und wie entsteht sie?» – «Was macht süchtig?» – «Ist Sucht heilbar/vermeidbar?» – waren Hauptfragen, die von André Ratti und Kurth W. Kocher in mannigfacher Abwandlung an folgende vier Spezialisten gerichtet wurden: Prof. Dr. A. Herz (Neuro-Pharmakologe/München), Prof. Dr. A. Uchtenhagen (Sozialpsychiater/Zürich), Dr. J. Schenk (Psychologe/Würzburg) und Dr. R. Müller (Soziologe/Lausanne).

Diskussionsprobleme

Nichts gegen die Relevanz und Berechtigung oben genannter, im Programmheft recht interessant anmutender Fragestellungen. Einmal mehr erwies sich jedoch das Schweizer Fernsehen als *unfähig*, gerade eine «brennende Thematik» insofern kühl anzugehen, als man (in der Sendevorbereitung) beispielsweise ein Maximum anwesender Spezialisten nicht notwendigerweise einem Maximum an Information gleichsetzt, sich überlegt, welcher konstruktive (Informations-)Zusammenhang wohl *zwischen* diesen Spezialisten und *gegenüber dem Zuschauer* herzustellen wäre, oder sich die bescheidene Frage stellt, ob man als Medienschaffender (wann und wie) überhaupt in der Lage ist, Diskussionsabläufe bei weitgehender Sachignoranz in der Thematik zu regulieren und durchsichtig zu gestalten.

Der einzige Schluss, der dem fraglichen – indiskutabel haarsträubenden – Sendeversuch, der Drogenproblematik von wissenschaftlicher Seite her zu begegnen, abzurufen ist, besteht in der frappanten Erkenntnis des resignierten Zuschauers, das Drogen-Problem sei nun wirklich ein «Problem» und in diesem Sinne eben keineswegs «unproblematisch». Ob diese enge Wirkung auf einen wissensdurstigen Zuschauerkreis den Absichten der Programmgestalter entsprach, bleibt fraglich, ansonsten man sich ja in Zukunft auf das Verlesen fünfminütiger Proklamationen beschränken könnte.

Ein Beispiel

Welchen Nutzen mag ein Zuschauer etwa aus der Beantwortung einer Frage von André Ratti («Was ist Drogenabhängigkeit?») durch Dr. J. Schenk ziehen, der das *Postulat* von ‚Sensation-Seeking‘ (= indirekter Wunsch nach Prestigezuwachs, hier: durch Einnahme einer Droge) primär in den Vordergrund stellt und behauptet, irgendwelche Langzeitstudien bei Haschischrauchern hätten gezeigt, dass «psychische Probleme» auf dem Weg zu Drogenkonsum oder -abhängigkeit eine untergeordnete Rolle spielten?

Zum ersten wäre diese Stellungnahme von Dr. Schenk aufgrund seines Buches («Droge und Gesellschaft») oder aufgrund einer ausführlicheren Begründung (die nicht erfolgte) *vielleicht* noch als solche zu erkennen, beziehungsweise in Frage zu stellen.

Zum zweiten war jedoch André Ratti dazu entweder nicht in der Lage, oder aber er rechnete mit einem Einspruch der übrigen Spezialisten, der hingegen wiederum nicht erfolgte.

Zum dritten war in diesem Fall überhaupt nicht erkennbar, ob nun die Frage in der gestellten Form beantwortet war oder nicht, weil der Fragende (André Ratti) – übrigens nicht als Einziger – vorgab, als (zu beherrschender) Laie persönlich nichts in seine eigene Fragestellung einzuschliessen (Motive, klärende Beispiele usw.).

Zum vierten wird nun hoffentlich ersichtlich, dass eine (in dieser Sendung vorgenommene) formale Addierung solcher Frage-Antwort-Sequenzen umsomehr zu einem Knäuel sachlicher Verworrenheit werden muss, als die Fragen aufgrund mangelnder Sachkenntnis (Punkt zwei und drei) in keiner logisch erkennbaren Struktur verbunden waren und so von seiten der Spezialisten (gerade *aufgrund* ihrer Sachkenntnis oder Forschungsrichtung) im Sinne des Zuschauers gar nicht ihrem adäquaten Stellenwert entsprechend beantwortet werden *konnten*.

Rührend-kontraproduktive Bemühungen

Erheblich verkompliziert wurde die beschriebene Lage zusätzlich durch den Umstand, dass von seiten des Fernsehens die Frager André Ratti und Kurth W. Kocher (als «Quasi-Zuschauer») beileibe nicht unvorbereitet am Schirm auftauchten, im Gegenteil: Sie stellten ihr Vorwissen gebührend unter Beweis. André Ratti hatte sich mit dem Zentralnervensystem («Produziert das Gehirn nicht selber opiatähnliche

Stoffe?)») und Liebesentzug befasst, während Kurth W. Kocher sich nicht scheute, hart nach dem medizinisch-psychosozialen «Profil» eines Süchtigen zu fragen und etwas später wieder eine «Kranke Gesellschaft» in Erwägung zu ziehen. Antwortsätze wie: «Es gibt keine Sucht, die nicht behandelt werden kann» – «Unser Ziel ist eine ganzheitliche Erfassung im Rahmen einer allgemeinen Gesundheitserziehung» – und gefährlichere wie: «Es gibt keine unheilbaren Süchte, aber unheilbar Süchtige», besaßen denn auch in keiner Weise Seltenheitswert. Die verhängnisvolle Eigendynamik einer derartigen Diskussionsstruktur eliminierte in diesem Zusammenhang auch die einzig intelligente (weil hinterhältige) Frage von André Ratti, ob verschiedene Menschen nicht in ihrem Hirn zuviel oder zuwenig Opiate produzieren würden, und somit (im zweiten Fall) nach einer Zuführung von Opiaten neigen könnten? Dr. A. Herz kam jedoch enttäuschenderweise nicht auf die Idee, sich wehrlos auf ein mechanistisches Prinzip neuro-pharmakologischen Suchtverständnisses fixieren zu lassen und reagierte mit: «Ihre Vermutung ist richtig ... In den USA wurden diesbezüglich verschiedene Forschungen durchgeführt», worauf auch dieser Dialog im Sand gegenseitiger Rücksichtnahme und allseitig ausgewogener Gesprächsbeteiligung verlief.

Information-Desinformation-Manipulation

Weniger wäre mehr. Es ist einmal mehr an der Zeit die rigorose Frage aufzuwerfen, wann man beim Fernsehen unter andern endlich die plumpen Versuche aufgibt, mittels arbeitsaufwendiger Einführungsfilme und Informationen (Zahlen), die nicht über sich selbst hinausweisen, nicht nur innerhalb der gegebenen Thematik, sondern auch bezüglich des Eigenwerts einer Sendung, Kompetenz und Sachkenntnis vorzutäuschen? Die Fähigkeit des Zuschauers zu entscheiden, ob eine ihm fremde Thematik nun adäquat oder kompetent angegangen wird, ist oft begrenzt. Aufgabe eines Mediums ist es, durchsichtig zu informieren, nicht, undurchsichtig zu demonstrieren. Um mit André Ratti zu sprechen: «Gibt es am Horizont eine Möglichkeit, Drogensüchtigen zu helfen?». So nicht!

Jürg Prisi

BERICHTE/KOMMENTARE

Von der passiven zur aktiven Filmkunde

Am mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium Rämibühl (MNG) in Zürich steht seit sechs Jahren im Wintersemester der 3. Klasse (zwei Jahre vor der Matura) eine Stunde Freifach «Filmkunde» auf dem Stundenplan. Initiant und Leiter ist der Mittelschullehrer und Filmhistoriker Dr. Viktor Sidler. Dieses Freifach umfasst zunächst eine Einführung in die filmischen Gestaltungsmittel und in Grundstrukturen der Filmästhetik. Jeweilige entsprechende Filmvorführungen geben einen kleinen Überblick über die Filmgeschichte. Der Schüler soll damit für die filmisch-visuellen Ausdrucksformen angesprochen werden. Bereits vor fünf Jahren begann das MNG mit der regelmässigen Durchführung von Filmzyklen. Es gab solche mit einem Überblick über den französischen, den amerikanischen und den italienischen Film. Oder es wurden Zyklen über bestimmte Filmgenres wie der amerikanische Gangsterfilm, die Erscheinung des Kintop, der östliche Film durchgeführt. Zu diesen Filmveranstaltungen haben jeweils *alle* Kantischüler Zutritt. Die Idee der Veranstalter war, durch die regelmässige Vorführung von filmgeschichtlich und filmästhetisch wichtigen Werken den Schülern im Laufe der Schulzeit einen Überblick über die Filmgeschichte zu vermitteln. Diese Aufgabe hat neuerdings der «Filmclub der Zürcher Kan-